

Zahnprothesen ohne gesetzliche Haftpflicht : wie spielt man mit der deutschen Sprache?

Autor(en): **Ulrich, Winfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **70 (2014)**

Heft 1

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-422093>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zahnprothesen ohne gesetzliche Haftpflicht

Wie spielt man mit der deutschen Sprache?

Von Winfried Ulrich¹

Wussten Sie eigentlich schon, dass **Maulwürfe** bei den Olympischen Spielen nicht als Disziplin anerkannt worden sind?

Wussten Sie schon, ...

- dass die **Beamtenlaufbahn** kein Sportplatz ist, den man extra für fest besoldete Staatsdiener reserviert hat,
- dass ein **Barhocker** kein Dauergast in einem Nachtclub ist,
- dass eine **Wirbelsäule** keinen sich rasch drehenden Teil eines Gebäudes darstellt,
- dass eine **Brechstange** nicht dafür da ist, dass Seekranke sich auf dem Schiff an ihr festhalten können,
- dass ein **Brustkorb** keine archaische und ein **Brustkasten** keine hypermoderne Variante des klassischen Büstenhalters ist, genauso wenig wie **Brustbeutel** eine besonders naturnahe und unter Naturschützern bevorzugte Variante,
- dass bei Zahnprothesen keine gesetzliche **Haftpflicht** besteht,
- dass **Mädchen** nicht unbedingt kleine Maden und **Posaunen** so gut wie nie finnische Dampfbäder sind???

Man kann wohl davon ausgehen, dass Sie als kompetente Sprecher der deutschen Sprache dies alles nicht nur wissen, sondern dass Sie auch den komischen Effekt erfassen, der durch den jeweiligen Normverstoss der sprachspielerischen Scherzfragen hervorgerufen wird. Neben die erlernten konventionellen, die idiomatisierten und lexikalisierten Bedeutungen der Wörter werden hier alternative «Lesarten» gestellt, die nach den Regeln der deutschen Wortbildung morphologisch und semantisch an sich möglich sind, gleichwohl nicht gebräuchlich und nur als Augen-

1 Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Winfried Ulrich, Germanist, Universität Kiel. ulrich@germsem.uni-kiel.de
Der Aufsatz ist die verkürzte und leicht veränderte Fassung eines Vortrags, den der Verfasser am 10. Mai 2012 vor den Mitgliedern des Zweigs Celle der Gesellschaft für deutsche Sprache gehalten hat. Am 5. Juli 2014 wird der Autor beim SVDS über Aphorismen referieren (siehe Seite 32 unten).

blicksbildungen in ganz spezifischen sprachlichen und situativen Kontexten verständlich. Sie haben z. B. alle irgendwann einmal gelernt, was auch in den einschlägigen Wörterbüchern steht: Mit *Mädchen* bezeichnet man im Deutschen das weibliche Kind; das Wort ist also ursprünglich eine norddeutsche Variante zu süddeutsch *Mägdelein*, einer Ableitung von *maget* > *Magd* > *Maid* mit dem Suffix *-chen*, nicht etwa eine Ableitung von *Made* in der Bedeutung «wurmähnliche Insektenlarve». Und doch ist auch diese Lesart des Wortes möglich und gut verständlich, etwa in dem Satz: *Sieh mal, der Vogel füttert seine Jungen mit kleinen, weissen Mädchen!*

Sie haben auch gelernt, dass man mit *Brechstange* eine starke Eisenstange bezeichnet, die man als Hebel verwenden und deshalb auch als Werkzeug zum Brechen, nämlich zum Teilen in Stücke und zum Beseitigen von Hindernissen benutzen kann. In unserem mentalen Lexikon wird das Kompositum *Brechstange* offenbar in enger Vernetzung mit den einfachen Wörtern *Stange* und *brechen* gespeichert und so auch durch deren Bedeutungen gestützt, wenigstens teilweise begründet. Freilich wird das potentiell mehrdeutige Verb *brechen* dabei in der Lesart «teilen, Widerstand überwinden» aktualisiert, nicht in der Lesart «erbrechen, sich übergeben». Wer die zweite Lesart nutzt, weicht vom Standardwortschatz ab, verwendet eine kreative semantische Alternativbildung, die aber bei Kenntnis der Bedeutungen der einfachen Wörter ebenfalls verständlich ist.

Sie haben vermutlich auch das komplexe Lexem *Brustkasten* nicht isoliert als Einzelwort erlernt, nicht losgelöst von den einfachen, aus einem einzigen Morphem bestehenden Lexemen *Brust* und *Kasten*. Motivation eines zusammengesetzten Wortes durch seine Bestandteile bedeutet aber nicht Determination. Die Komponenten des Kompositums können nämlich in unterschiedlicher Lesart in die Gesamtwortbedeutung eingehen (*Brust*¹ = oberer Teil des menschlichen Rumpfes, *Brust*² = weiblicher Körperteil zur Milchproduktion). Nur wenn abweichend von der lexikalisierten Bedeutung die zweite Lesart inhaltskonstitutiv für das Kompositum wird, ergibt sich die scherzhaft erwogene Gesamtwortbedeutung. Auf der gleichen Grundlage basieren dann die Umdeutungen von *Brustkorb* und *Brustbeutel*.

Schliesslich kann die Wortbildungsmotivation in Einzelfällen beim Wortschatzerwerb auch in die Irre führen: Wer gelernt hat, welche Tierart man als *Maulwurf* bezeichnet und welche Erdhaufen als *Maulwurfshügel*, ist nur zu geneigt, diesem Wesen ein breites Maul anstelle der tatsächlich vorhandenen spitzen Schnauze zuzubilligen. Eine solche pseudoetymologische Deutung (*Maul* geht hier auf das früh untergegangene Wort ahd. *molta* = Erdhaufen zurück) ist Grundlage für das scherzhafte Wortspiel, das *Maulwurf* als spezielle Sportart für Werfer interpretiert.

1. Technik und Wirkung des Sprachspiels

Wie die Scherzfragen bereits andeuten, wird im Folgenden unter Sprachspiel nicht jedes Spielen von Kindern oder Erwachsenen mit sprachlichen Ausdrücken verstanden, wie z. B. das bekannte Ratespiel «Ich seh' und seh', was du nicht siehst», das durch das Fernsehen verbreitete «Heitere Beruferaten», Kreuzwort- oder Silbenrätsel usw. Stattdessen soll Sprachspiel definiert werden durch zwei Merkmale:

- absichtlicher Verstoss gegen geltende sprachliche Regeln und Normen,
- durch eine solche **Normwidrigkeit** entstehende inhaltliche Unklarheit oder Mehrdeutigkeit der Sprache (Sprachwissenschaftler nennen die Unklarheit **Ambiguität** und die Mehrdeutigkeit **Polysemie**).

Zu untersuchen sind die Technik und die Wirkung des Sprachspiels, d. h.: Es ist zu prüfen, welche Regeln des Sprachsystems und des sprachlichen Handelns verletzt werden, wie dadurch (wie bei anderen Normwidrigkeiten auch) zumeist Komik entsteht, aber auch neue, zusätzliche Bedeutung.

Die Normwidrigkeit kann als experimentelle Sprachverfremdung sehr weit gehen, wie beim Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel in einer seiner sogenannten «Kindergeschichten». Ein Absatz der Geschichte «Jodok lässt grüssen» lautet:

Er nahm die Zeitung, schlug die Seite «Jodok und Jodok» – nämlich Unglück und Verbrechen – auf und begann vorzulesen: «Am Jodok ereignete sich auf der Jodok bei Jodok ein Jodok, der zwei Jodok forderte. Ein Jodok fuhr auf der Jodok von Jodok nach Jodok. Kurze Jodok später ereignete sich auf der Jodok von Jodok der Jodok mit einem Jodok. Der Jodok des Jodoks, Jodok Jodok, und sein Jodok, Jodok Jodok, waren auf dem Jodok tot.»

Das inhaltsleere Kunstwort *Jodok* fungiert hier als «lexikalischer Joker». Es kann wie bei einem Kartenspiel sehr unterschiedliche Wörter ersetzen, genau gesagt: alle Substantive. Verständlich ist der Textauszug trotzdem. Einerseits sind auch hier die normgerecht verwendeten Kontextwörter und Satzmuster eine Hilfe. Zum anderen ist allen Lesern die Textsorte «Unfallmeldung» sehr geläufig. Ihren Aufbau hat man durch häufige Rezeption stark verinnerlicht, sodass sie als Muster und Rahmen für das konkrete Textbeispiel dienen kann. Und Bichsels Absicht? Sie lässt sich nur aus dem grösseren Zusammenhang seines literarischen Werkes erschliessen, in dem es auf unterschiedliche Weise um Reflexionen über Sprache als Verständigungsmittel geht, um einen Verlust an Kommunikationsfähigkeit des modernen Menschen und um dadurch verursachte zunehmende Vereinsamung.

Spiel mit Unklarheit und Mehrdeutigkeit

Normen müssen im Sprachspiel indessen nicht aufgehoben werden, sie können auch «umspielt» werden. Das kann an zwei Gedichten gezeigt werden:

Sprachgebrauch der Erwachsenen

Wenn ihnen

etwas

zu nahe geht,

rufen sie:

Das geht

zu weit!

(Erich Fried)

Ungewöhnlich ist Erich Frieds Gedicht nicht durch eine sprachliche Regelverletzung, sondern durch den Rückgriff auf die in unserer Sprache häufig anzutreffende Mehrdeutigkeit oder Polysemie von Wörtern und Wendungen. In diesem Fall spielt der Lyriker nicht nur auf eine Bedeutung der Wendungen *einem nahe gehen* und *zu weit gehen* an, sondern auf beide, die konkrete Ausgangsbedeutung und die übertragene Bedeutung. Dadurch kommt eine überraschende Gegensatzbeziehung zum Ausdruck, die auf einen inneren Widerspruch im Verhalten der Sprecher hinzuweisen scheint. Fried ist ein politisch engagierter Lyriker. Er entlarvt mit wenig Sprachaufwand, aber auf raffinierte Weise Menschen, die ihre Ruhe haben und sich nicht durch Appelle anderer aus ihrer Ruhe bringen lassen wollen.

Ernst Jandl produziert Zweideutigkeit im folgenden Gedicht nicht unter Rückgriff auf potentielle Polysemie der Sprache, er schafft Mehrdeutigkeit, indem er oberflächlich betrachtet nur ein Wort flektiert, bei genauerem Hinschauen aber einen Text mit einem bestimmten Inhalt kreiert:

der tod
des todes
dem tod
den tod

der tod des todes
dem tod den tod

(Ernst Jandl)

Die zweimalige Aneinanderreihung der vier Kasusformen von *der tod* sieht nach grammatischer Deklination aus. Die besondere Konstellation der Aneinanderreihung weist den Text der konkreten Poesie zu, bei der aus dem Textaufbau, der räumlichen Zusammenstellung des Sprachmaterials zusätzlicher Sinn konstituiert wird. Insbesondere die Anordnung der Wörter in der unteren zweiten Texthälfte legt folgende Aussagen nahe: *Der Tod des Todes*, also «das Leben» ist Thema des Gedichts. Deshalb schliesst es mit einem Aufruf, einer Parole: *Dem Tod (wünschen wir) den Tod!*

2. Kreativer Umgang mit Sprache

Wichtigstes Merkmal von Sprachspielen ist, wie schon gesagt, ihre Normwidrigkeit, das zeitweilige Ausserkraftsetzen sprachlicher Regeln vor dem Hintergrund des bekannten Regelsystems. Das Sprachexperiment kann überraschen, komisch wirken, einen Text bis zur Unverständlichkeit «verräteln». Das kreative Spiel mit Sprache kann nicht nur vorhandene Strukturen und Konventionen erhellen und bewusst machen; es kann der Sprache auch neue, zusätzliche Aussageweisen eröffnen, erweiterte Sinngebungen vornehmen. Das alles gilt nicht nur für poetische Texte, für hohe Literatur. In ständig zunehmendem Ausmass lassen sich sprachspielerische Texte in unserer Alltagskommunikation entdecken, z. B. in der Werbung, auf T-Shirts, Aufklebern und Buttons – ein Beispiel aus der Presse:

«Ohne Anzeigen wären wir alle ganz schön inseratlos.»²

Inseratlos ist offensichtlich kein lexikalisiertes Wort des Deutschen, aber eine mögliche Augenblicksbildung. In der ersten Lesart ist es eine Ableitung von *Inserat* mit Hilfe des Ableitungssuffixes *-los*. Die Aussage ist dann aber trivial, gleichsam ein gedanklicher Zirkelschluss: Ohne Inserate haben wir keine Inserate. Erst die zweite Lesart ergibt Sinn. *Inseratlos* lässt sich als Kreuzung der Wörter *Inserat* und *ratlos* interpretieren. Der Gleichklang und die gleiche Schreibweise von *rat* im Fremdwort und im deutschen Adjektiv suggeriert eine in Wirklichkeit nicht vorhandene Identität dieser Wortbestandteile. Im Blick auf die Bedeutung wirkt die Wendung «ganz schön ratlos sein» verklammernd: sich in schwierigen Lagen nicht zu helfen wissen. Das macht sich der Werbespruch zunutze, indem er behauptet, dass Kleinanzeigen in Zeitungen vor solcher Ratlosigkeit bewahren, indem sie hilfreiche Kontakte herstellen. Zum Beispiel diesen:

«Vielsaitiges» in Westensee

Das «Duo Vielsaitig» tritt am Sonntag, 24. Juli, um 17 Uhr im Rahmen der «Catharinen-Konzerte» in Westensee auf. Die beiden

2 Kieler Nachrichten, 5. 9. 1992

Interpreten Eva Pressl und Anke Dennert spielen auf Harfe und Cembalo unter anderem Werke von Bach, Debussy und Ravel.³

Die normabweichende Wortbildung *vielsaitig* weist als Name für eine Musikgruppe vor dem Hintergrund der Klanggleichheit von *Saite* und *Seite* und in Anlehnung an das gebräuchliche Adjektiv *vielseitig* auf zweierlei hin: auf die von den Musikern verwendeten Saiteninstrumente sowie auf das abwechslungsreiche Repertoire des Duos. Der Zeitungsartikel greift die originelle Namensgebung in seiner Überschrift auf und überträgt sie als einen den Leser neugierig machenden Blickfänger auf ein bestimmtes angekündigtes Konzert. Dabei wird

1. durch den Namen auf die Musiker,
2. durch die Wortneubildung auf die Saiteninstrumente,
3. durch das assoziierte, mitschwingende Wort *vielseitig* auf das interessante Programm hingewiesen.

Dabei erscheint das neugebildete Wort freilich so unkonventionell, dass es in Anführungszeichen gesetzt worden ist, was die Blickfängerfunktion des Titels noch verstärkt. Durch Vieldeutigkeit hervorgerufene momentane Unklarheit auf Seiten des Lesers, was denn da wohl gemeint sei, behindert hier also nicht die Verständigung zwischen Textverfasser und Leser. Im Gegenteil, der Leser genießt das Spiel mit der Unsicherheit, er gewinnt dem Normverstoss vor dem Hintergrund der weiterhin gültigen Norm einen besonderen Reiz ab und interpretiert den Text als einen, der mehrere ineinander verschachtelte Aussagen zugleich macht.

Dies deutet auf den entscheidenden Unterschied zwischen Sprachspiel und normaler Alltagskommunikation hin: Von den vier «Konversationsmaximen», die der amerikanische Sprachphilosoph Grice aufgestellt hat und die das Gelingen von Verständigung sichern sollen, lautet die letzte: «Drücke dich immer klar und eindeutig aus! Vermeide Mehrdeutigkeiten und Ambiguitäten!» Dies ist für unser täg-

3 Kieler Nachrichten, 22. 7. 1994 – Anm. d. Red.: Dieses Wortspiel ist inzwischen weit verbreitet. Die Schweizerische Mediendatenbank (SMD) verzeichnet 15 Fundstellen mit «vielsaitig» im Jahr 2012, darunter mehrere mit Musikformationen, die das Wort im Namen tragen.

liches Sprechen und Schreiben in der Tat eine beherzigenswerte Aufforderung. Insgesamt greift sie aber zu kurz. Das Sprachspiel beweist in vielerlei Gestalt, dass es neben störenden unbeabsichtigten Unklarheiten auch gewollte und geschickt eingesetzte Ambiguität gibt. Intendierte Mehrdeutigkeit ist gar nicht selten sogar ein Indiz für besonders anspruchsvolle, kunstvolle Kommunikation. Und der Umgang mit sprachspielerischen Texten macht sensibel für die Vielschichtigkeit und Vielstimmigkeit unserer Sprache.

lichtung

manche meinen
lechts und links
kann man nicht
verwechseln.
werch ein illtum!

(Ernst Jandl)

Jandls Lautgedicht spielt mit der Vertauschung der Konsonanten «r» und «l». Im Zentrum stehen dabei die mehrdeutigen Antonyme *rechts* und *links*, die nicht nur als räumliche, sondern auch als politische Orts- und Richtungsangaben gebräuchlich sind. Bei so ausgeprägten Gegensätzen, auch zwischen linken und rechten Parteien, erscheint eine *Verwechslung* bzw. *Verwechslung* unmöglich. Die politische Lage, die Grosse Koalition zwischen CDU und SPD, lässt diese Meinung als *Irrtum* bzw. *Illtum* erscheinen. An Stelle sonst üblicher programmatischer politischer Richtungsaussagen und Richtungskämpfe sind in dieser Zeit Annäherung und Angleichung festzustellen, so dass in Hinsicht auf markante Standpunkte und profilierte Persönlichkeiten nur Leere auszumachen ist: In der Überschrift *lichtung* statt *richtung* steht die baumlose, abgeholzte Stelle im Wald metaphorisch für eine politische Szene ohne herausragende Köpfe und Positionen.

Vergleichsweise

Eine Katze liegt in der Wiese.
Die Wiese ist hundertzehn
mal neunzig Meter gross;
die Katze dagegen ist noch sehr jung.

(Günter Grass)

Eine Normabweichung ist hier zunächst nicht auszumachen. Allerdings stutzt oder stolpert der aufmerksame Hörer bzw. Leser an einer Stelle der Textrezeption. Genaugenommen stört ein einziges Wort und verhindert einen in sich stimmigen, widerspruchsfreien, also kohärenten Text: das Wort *dagegen*. Mit Hilfe des adversativen Adverbs bringt man normalerweise ähnlich wie mit den Wörtern *jedoch* und *indessen* einen Gegensatz zum Ausdruck. Ein Gegensatz aber hat immer einen Vergleichspunkt oder eine Vergleichsebene zwischen zwei Erscheinungen zur Voraussetzung. Nach diesem Vergleichspunkt sucht man in dem Text von Günter Grass jedenfalls auf den ersten Blick vergeblich. Die Aussage über die Wiese hat mit der Aussage über die Katze doch eigentlich nichts zu tun.

Deshalb erscheint das Adverb *dagegen* unmotiviert und deplaciert. Würde das kleine Wörtchen fehlen, so wäre der Text inhaltlich nicht gerade aufregend, aber grammatisch korrekt, in sich stimmig und schlüssig. So aber lässt er den Textrezipienten nicht in Ruhe: War der Schriftsteller etwa nachlässig? Ist ihm ein Fehler unterlaufen? Oder zielt der Textverfasser auf einen Überraschungseffekt, den er bewusst durch ein Sprachspiel auslöst?

Wenn man genau hinschaut, bestätigt sich diese zweite Vermutung. Die Überschrift des Vierzeilers «*Vergleichsweise*» unterstreicht die in *dagegen* implizierte Vergleichsabsicht. Vergleichbar erscheinen Wiese und Katze hinsichtlich ihrer Ausdehnung, einer Ausdehnung freilich in den verschiedenen Kategorien von Raum und Zeit: Die Wiese ist eine im Raum ziemlich ausgedehnte, also grosse Erscheinung, die Katze eine in der Zeit noch wenig ausgedehnte, also junge Erscheinung. Das rechtfertigt die Verwendung der Partikel *dagegen*. Das Rätsel des Textes ist gelöst, er selbst ist kohärent.

Brösel, vielsprachig

Die beiden Dialogszenen rechts (aus: Werner Brösel, «Normal, ja!», München 2002) spielen mit Schwarz-Weiss-Kontrasten. Das gilt für die Hautfarbe und die ethnische Zugehörigkeit der Sprecher, das

DU SCHWARZ



ICH WEISS



EI'M BLACK



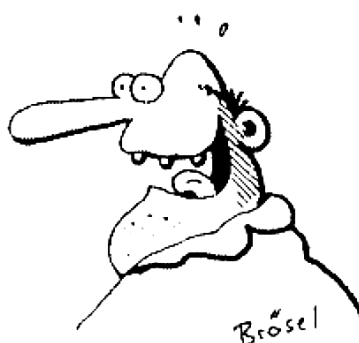
EI NO



EI GELB



EI WEISS



gilt aber auch für ihre Äusserungen. Dabei beginnt die Sprache eigentümlich zu schillern, unklar und mehrdeutig zu werden: Die in diskriminierend «vereinfachtem Ausländerdeutsch» vorgetragene Äusserung «*Du schwarz!*» – man traut dem Fremden keine besseren Sprachkenntnisse zu – ruft eine Antwort hervor, die zwischen Zustimmung und Widerspruch schillert, zwischen «Ja, ich weiss das» und «Nein, ich bin weiss, wenn auch nicht nach der Hautfarbe.»

Die Sprache schillert aber auch englisch und deutsch (Vogel-*Ei* und Personalpronomen *I*) und kommt dadurch inhaltlich ins Gleiten. «*Ei no!*» kann Bestätigung sein und «Ich weiss» bedeuten, es kann aber auch als «Ich nicht» gemeint sein. Die Aussageabsicht des Karikaturisten ist offensichtlich, eine rassistisch und sprachlich diskriminierende Geisteshaltung und Kommunikationshaltung zu entlarven und lächerlich zu machen.

3. Sprachspiel und Pointe

Zur Gruppe sprachspielerischer Texte gehören neben solchen Cartoons viele Witze und Aphorismen. Das Spiel mit der Mehrdeutigkeit von Ausdrücken wird dort zur Pointenbildung genutzt, z. B. in der grossen Zahl von «Missverständnisswitzen» ...

«Sieht ein wenig nach Regen aus», sagt die Wirtin, als sie dem Gast den Kaffee auf den Frühstückstisch stellt. «Na ja, stimmt schon», erwidert der Gast, «aber wenn man genau hinsieht, merkt man doch, dass es Kaffee sein soll.»

... und der ebenso grossen Zahl der «Anspielungswitze»:

«Es war wirklich sehr nett bei euch», sagt die Schwiegermutter beim Abschied zu den jungen Eheleuten, «aber um euer Haus sieht es noch reichlich kahl aus.» «Das ist deshalb, weil die Bäume noch zu jung sind», erklärt der Schwiegersohn liebenswürdig, «aber ich hoffe, dass sie reichlich Schatten spenden, wenn du wiederkommst.»

Die Kürze von Aphorismen – meist nur ein Satz – zwingt zur extremen Verdichtung der Aussage, zur «Konzision». Das führt zu einer nur andeutenden Sprache, die den Rezipienten zur Ergänzung auffordert.

«Versuchen ist nicht so übel als Verfinden.» (Emil Gött)

Der Aphoristiker ist Exzentriker. Er möchte nicht nur inhaltlich mit einem möglichst genial erscheinenden Einfall glänzen, sondern er sucht auch nach ungewöhnlichen, reizvollen Formulierungen für seinen Gedanken. Was aber soll dieses Bonmot bedeuten? Gött macht es seinen um Textverstehen bemühten Lesern nicht leicht, er gibt ihnen gleichsam ein Rätsel auf, das nur durch Nachdenken gelöst werden kann. Das Wort *verfinden* existiert gar nicht im lexikalisierten deutschen Wortschatz. Es ist eine kreative Augenblicksbildung. Offensichtlich handelt es sich um eine Analogiebildung zu dem gebräuchlichen Verb *versuchen*. Eine inhaltliche Gegenüberstellung beider Verben bleibt aber schwierig, denn die konventionelle Bedeutung von *versuchen* ist «etwas zu tun beginnen, wovon man nicht sicher ist, dass es gelingen wird, probieren», und von dieser Lesart des Wortes führt kein rechter Weg zu *verfinden*. Anders verhält es sich, wenn man bei beiden Verben das Präfix *ver-* weglässt und die einfachen Verben miteinander vergleicht. *Suchen* und *finden* stehen sich inhaltlich sehr nahe, als Bezeichnungen für den Beginn und die Dauer einer bestimmten Handlung, nämlich für das «Bemühen, jemand oder etwas Verlorenes, Verstecktes zu finden», bzw. für deren erfolgreichen Abschluss.

Und was verändert sich durch die Präfigierung der beiden Verben? Das Präfix modifiziert die Grundbedeutungen einfacher Verben in verschiedenen Richtungen. Eine Hauptrichtung zielt auf das Bedeutungsmerkmal «falsch», anzutreffen auch bei *verzählen*, *verschreiben*, *verdrehen* (...) im Sinne «falsch zählen, falsch schreiben» usw. *Versuchen* reiht sich hier ein und erhält nun die freilich nicht übliche Lesart «falsch suchen». Analog dazu wird *verfinden* gebildet mit der Lesart «falsch finden». Damit aber ist das Rätsel des Spruches gelöst. Es leuchtet ein, dass ein «falsches Suchen» immer noch abgebrochen

und korrigiert werden und dann zum gewünschten Ziel führen kann. Ein «falsches Finden» dagegen ist definitiv, bildet den unglücklichen Abschluss einer Suche, der nicht rückgängig zu machen ist, lässt sich also tatsächlich als «*übler*» bezeichnen.

Im Sprachspiel versteckte Bedeutungen

Die angeführten Beispiele machen es möglich, die oben angeführten Merkmale des Sprachspiels zusammenfassend zu ergänzen:

1. intentionale Normabweichung (bis zum Regelverstoss),
2. Ambiguität (sprachstrukturell oder kontextuell),
3. Überraschung (Pointe) und Rätsleffekt,
4. Konstituierung einer zusätzlichen Lesart/Aussage.

Nun könnte man meinen, Sprachspiele seien eine Erfindung der Neuzeit. Das wäre aber ein Irrtum. In Wirklichkeit knüpft das Sprachspiel an uralte Vorstellungen an, dass Sprache nicht nur zur Benennung von Erscheinungen der uns umgebenden Wirklichkeit und zum zwischenmenschlichen Informationsaustausch dient, sondern dass sie göttlichen Ursprungs ist («Im Anfang war das Wort.») und dass sie deshalb geheimnisvolle, den Menschen oft verborgene Bedeutung besitzt.

Bei den alten Griechen teilten sich die Götter den Menschen in Orakeln mit. Und es war dem Lydierkönig Kroisos zunächst sicher nicht klar, dass die Weissagung des Orakels zu Delphi, er werde nach Überschreiten des Grenzflusses Halys und damit nach dem Angriff auf die Perser ein grosses Reich zerstören, sich auch gegen ihn selbst richten könne. So zerstörte er nicht das Perserreich, sondern das eigene Reich.

Die Sprachspiel-Beispiele dieses Beitrags stammen aus drei kommentierten Sammlungen, die der Verfasser herausgegeben hat:

1. Ulrich, Winfried: Sprachspiele. Texte und Kommentare. Lese- und Arbeitsbuch für den Deutschunterricht. Hahner Verlagsgesellschaft, Aachen-Hahn 1999, ²2001.
2. Ulrich, Winfried: Sprachspiele für jüngere Leser und Verfasser von Texten. Texte und Kommentare. Hahner Verlagsgesellschaft, Aachen-Hahn 2000, ²2004.
3. Ulrich, Winfried: Treffliche Pointen. Humor und Scharfsinn in Aphorismen, Cartoons, Anekdoten, Witzen. Schneider Hohengehren, Baltmannsweiler 2010.